

# Zum Thema

Wenige Buchtitel sind so glücklich gewählt wie Eric Hobsbawms zum Schlagwort gewordenes *Zeitalter der Extreme*, das zum Synonym geriet für den Zeitabschnitt vom Ende des Ersten Weltkriegs bis zum Zusammenbruch der Sowjetunion. Es war das Jahrhundert der ideologischen Gegnerschaften, der in der Zwischenkriegszeit auf den Straßen der europäischen Hauptstädte ausgetragenen Kämpfe zwischen extremen Rechten und Kommunisten, das Jahrhundert des Systemgegensatzes zwischen Kapitalismus und Sozialismus, der sich im Kalten Krieg – so Hobsbawm – zu einem «moralischen Drama zwischen Gut und Böse» steigerte.

Die Gegenwartsdiagnose, die als einzig mögliche Reaktion die Einnahme einer extremen Haltung übrig läßt, trägt unverkennbar Züge einer Modernekritik, wie sie in den zwanziger Jahren formuliert wurde. Damals war das «Extreme» gängige politische wie philosophische Münze. In Walter Benjamins *Trauerspielbuch* stand zu lesen, solange nicht die «scheinbaren Exzesse» einer Entwicklung in die Darstellung einer Idee mit eingingen, solange sei keine Erkenntnis zu erwarten. Und für Leo Strauss gab es kein Anknüpfen an Traditionen ohne Bruch mit der Überlieferung, zählte nur das Aufgreifen der äußersten sich bietenden Möglichkeiten. Martin Heidegger führte diesen Hang zur «unbedingten Zuspitzung in ein Entweder-Oder» später auf den modernen Nihilismus zurück, auf Nietzsches «Entwertung aller Werte». Wie ein Generalbaß durchzieht alle diese Diagnosen das Pathos der Eigentlichkeit und die Forderung nach einer existenziellen «Entscheidung» angesichts einer «ernsten Lage», die wohl Kälte, nicht aber Gleichgültigkeit zuzulassen scheint.

Wer extrem denkt, wischt Bedenken ungeduldig beiseite, nimmt Unsicherheiten und Kasteiungen in Kauf, setzt auf Todesmut und – buchstäblich – auf Schlagfertigkeit. Schon Hobsbawm hat festgestellt, daß sich das Extreme weniger zur Erklärung als zur

Polemik, zur ideologischen Konfrontation eignet: eine «willkürliche und in gewissem Maße artifizielle Konstruktion, die nur als Teil eines historischen Kontextes verstanden werden kann». Wenn im Rückblick das vergangene Jahrhundert als Zeitalter der Extreme erscheint, so spitzt diese Beschreibung ihrerseits zu und unterschlägt, was darin nicht aufgeht: demokratische Aufbrüche etwa oder soziale Normierungs- und Normalisierungsprozesse. Es liegt in der Logik des Begriffs, daß man extremen Situationen nur im Ausnahmefall begegnet. Um so paradoxer erscheint die Regelmäßigkeit, mit der bis heute Eskalationen forciert werden, die Zugzwänge erzeugen und das eilige Schaffen von Fakten verlangen.

Extreme provozieren – und faszinieren. Sie zehren vom Nimbus, eine Sache bis ans Ende gedacht zu haben, ja die Zeit des Denkens überhaupt auszusetzen. Extrem zu sein heißt, zu denken, daß bloßes Denken nicht weiterbringt. Wie die Beiträge dieses Heftes am Beispiel verschiedener Lebenswege deutlich machen, sind Extremismen jeder Couleur auf den Widerpart von Massenbewegungen angewiesen. Im Wechselspiel zwischen Abgrenzung und begehrter Resonanz erweist sich das Extreme selbst als relative, bewegliche Größe. Das Äußerste kann an den Rändern des sozialen Spektrums gesucht werden, aber auch zwischen den Stühlen, an einem Ort abseits der Pole wie abseits der Mitte.

Wo das Extreme beginnt, entscheiden im übrigen nicht nur politische Richtungskämpfe, sondern auch die Vormärsche von Technik und Zivilisation. Je mehr das Gemeingut sich aneignet, desto zwangsläufiger wird der Weg ins Extrem zum Alleingang. Der Gipfel des Äußersten liegt da, wo niemand mehr folgt.

Sonja Asal  
Ethel Matala de Mazza